

Zur Frage der „Wirklichkeitsferne“ der modernen Wirtschaftstheorie

„Wirtschaftspolitik erfordert nicht weniger,
sondern bessere Theorie.“ E. Ronald Walker

Die Klagen über die „Wirklichkeitsferne“ der ökonomischen Theorie sind nicht neu. Insbesondere von Seiten der Praktiker wird der Wirtschaftstheorie seit langem „Lebensfremdheit“ vorgeworfen, eine mangelnde Fühlung mit dem „wirklichen“ Wirtschaftsleben. Sie sei für die Wirtschaftspraxis größtenteils unverwertbar und beschränke ihre Bedeutung auf den rein akademischen Bereich. Diese Klage wird, sachlich allerdings begrenzt auf die mangelnde Realitätsentsprechung der modernen Wirtschaftstheorie, in jüngster Zeit zunehmend auch aus dem Lager der Theoretiker selbst vernehmbar. Nicht die schlechtesten oder namenlosesten unter ihnen haben des öfteren gefordert, daß man die wirklichkeitsfernen Voraussetzungen der modernen Wirtschaftstheorie durch wirklichkeitsnähere ersetzen sollte. Statt wirklichkeitsfremde, wenn auch in sich logisch geschlossene Systeme aufzustellen, solle man sich auf eine Klassifikation möglicher ökonomischer Prozeßverläufe beschränken, indem man in die „Modelle“ zugleich konkrete Voraussetzungen der Wirtschaftspraxis aufnehme, wenigstens im einzelnen Fall, soweit Verallgemeinerungen nicht möglich sind. Hierher gehöre vor allem die der herkömmlichen Theorie zugrunde liegende Lehre vom ökonomischen Verhalten.

Während die herkömmliche Theorie nur die Tauschbeziehungen auf dem „Markt“ berücksichtige, müsse eine wirklichkeitsnahe Theorie vor allem auch die so ungemein wichtigen ökonomischen Außermarkt-Operationen in ihre Überlegungen einbeziehen, d. h. also jene Operationen, die zur Erlangung wirtschaftlicher Vorteile auf eine Umgehung des Marktes abzielten, die eine vorteilhafte Veränderung der Marktdaten oder die Veränderung des Marktverhaltens entweder durch Gewalt, Macht, persönliche Beeinflussung oder Verabredung zu erreichen suchten. Die Wichtigkeit dieser Operationen, besonders, soweit sie sich der Handhabung der politischen Machtapparaturen und ihrer Funktionsträger bedienen, ist offensichtlich. Alle diese Forderungen laufen letzten Endes auf das Postulat einer besseren Anpassung der Wirtschaftstheorie an die Gegebenheiten des modernen Wirtschaftslebens hinaus.

Nun ist es offensichtlich, daß die älteren Theorien im Sinne dieser Forderungen überwiegend der ihnen historisch zugrunde liegenden Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur angemessen zu sein scheinen. Noch in der Geburtsstunde der modernen Theorie, der Grenznutzenschule nämlich, ist die Entsprechung der angewandten Methode wie auch des materiellen Gehalts so deutlich, daß sie schwerlich übersehen werden könnte. Hat doch *Carl Menger*, der Begründer der Grenznutzenschule, selber bekundet, daß er zuerst bei der übernommenen Aufgabe, für die damalige „Wiener Zeitung“ Marktberichte zu schreiben, überrascht und überwältigt gewesen sei von dem offenbaren Gegensatz zwischen den herkömmlichen Preistheorien und den Tatsachen, die erfahrene Wirtschaftspraktiker als entscheidend für das tatsächliche Zustandekommen der Preise ansahen, und daß er sich diese Einsichten für seinen späteren Umbau der Theorie zunutze gemacht habe¹). Und keineswegs zufällig hat bekanntlich *John Maynard Keynes* als Begründung für seinen epochemachenden Bruch mit der „älteren“ Wirtschaftstheorie und die Aufstellung seiner eigenen neuen Theorien, die dann im engeren Sinne die „neue“ Phase der modernen Wirtschaftstheorie heraufführte, den grundlegenden Wandel der Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur angeführt, der eben die älteren Theorien „unanwendbar“

1) Nach dem Bericht von F. A. von Hayek in der Einleitung zu: *Carl Menger: Collected Works*, London 1934, S. XI.

machte²). Bei Keynes hat nicht allein die Politik die theoretischen Untersuchungen inspiriert, sondern sie scheint ihn fortwährend von einer theoretischen Position zur anderen getrieben zu haben. So kann es nicht verwundern, daß seine Theorien oftmals entsprechend den sozialen, politischen und wirtschaftlichen Schwankungen nicht geringe Wandlungen durchgemacht haben, da ihr Ursprung auf die Bedürfnisse der Praxis zurückgeht und die Sorge um diese Bedürfnisse ihre hauptsächlichste, wenn nicht einzige Daseinsberechtigung ausmacht.

Noch deutlicher und womöglich eindeutiger als bei den beiden angeführten Denkern und ihren theoretischen Überlegungen wird diese Bedingtheit und Abhängigkeit von der jeweiligen Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur bei den älteren Nationalökonomern für uns durch die historische „interessenlose“ Distanz, in der sie uns erscheinen. Dies gilt bereits für die sogenannte „vorwissenschaftliche“ Periode der Nationalökonomie. Hier auf hat schon *Joseph Schumpeter*, neben Keynes vielleicht der bedeutendste Nationalökonom unserer Epoche, hingewiesen. In bezug auf die volkswirtschaftlichen Auffassungen von Plato und Aristoteles hatte er schon frühzeitig dargelegt, ihre Beurteilung der einzelnen wirtschaftlichen Funktionen „reflektiert (!) die Anschauungen einer wesentlich agrarisch orientierten, einem aufstrebenden Handelsstand gegenüberstehenden Aristokratie“, und die „Vulgärökonomie“, die der wissenschaftlichen Phase der Nationalökonomie unmittelbar vorausging, sei ein „Spiegelbild der Zeitumstände“³) gewesen. Und neuerdings hat Schumpeter darauf hingewiesen, daß *Adam Smith* selbst, der „Vater der Nationalökonomie“ und ihr Begründer als einer selbständigen Wissenschaft überhaupt, „den praktischen Bedürfnissen seiner Zeit Ausdruck verlieh“⁴).

Bei *Alfred Marshall* wiederum, um ein weiteres Beispiel anzuführen, einem der ganz wenigen Adam Smith gleichrangigen ökonomischen Theoretiker des vorigen Jahrhunderts, erlangte diese Einsicht in die gesellschaftswirtschaftliche Strukturgebundenheit und den Strukturzusammenhang der Wirtschaftstheorie bereits Bewußtsein, wie besonders deutlich folgende Bemerkung beweist⁵): „Obschon die ökonomische Analyse und allgemeine ökonomische Überlegungen einen weiten Anwendungsbereich besitzen, so hat doch jedes Zeitalter und jedes Land seine eigenen Probleme, und jeder Wechsel in den sozialen Bedingungen wird leicht eine neue Entwicklung der ökonomischen Lehrmeinungen erfordern“. Diese Erkenntnis machte Marshall zur Grundlage seines ganzen Systems. In seinem Lehrbuch „Principles of Economics“ bezeichnet er nämlich als seinen Ausgangspunkt eine bestimmte Art menschlichen Handelns, genauer gesagt: „normalen“ Handelns, „und in dem vorliegenden Buch wird als normale Handlungsweise diejenige angenommen, die unter bestimmten Bedingungen (!) von den Gliedern einer Erwerbsgruppe erwartet werden kann“⁶). In diesem Haften der ökonomisch-theoretischen Überlegungen an der Ver-

2) Vgl. John Maynard Keynes: Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, München und Leipzig 1936, S. 3.

3) Joseph Schumpeter: Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte, in: GdS, I. Abt., Tübingen 1914, S. 22 und S. 29. Dieses Zeugnis ist deshalb so wertvoll, weil Schumpeter zum Zeitpunkt seiner Niederschrift noch kompromißlos und ausdrücklich den Standpunkt vertrat, die Entwicklung der Theorie zu immer größerer „Richtigkeit“ folge eigenen, inneren Gesetzen, unabhängig vom Verlauf der äußeren sozialen und wirtschaftlichen Wirklichkeit. Es bildet also ein Zeugnis, das „unbewußt“, ja gegen den Willen des Schreibers, zustande gekommen ist. Die außerordentlichen Wandlungen, die Schumpeter in dieser Hinsicht durchgemacht hat, sein Anerkenntnis der wissenschaftssoziologischen Bedingtheit und Abhängigkeit der Wirtschaftstheorie, zu der er sich durchgerungen hatte, spiegelt in höchst eindrucksvoller und glänzender Weise sein soeben aus dem Nachlaß erschienenenes Magnum Opus wieder: History of Economic Analysis, New York 1954.

4) Joseph Schumpeter: Ten Great Economists, London 1951, S. 85.

5) Alfred Marshall: Principles of Economics, 8. AuS., London 1930, S. 37; vgl. u. a. auch den ersten Satz des Vorworts zur 1. Auflage (ebd. S. V).

6) Zitiert nach der deutschen Ausgabe: Handbuch der Volkswirtschaftslehre, Erster Band, Stuttgart und Berlin 1905, S. VI. Marshall erläutert diesen soziologischen Strukturzusammenhang seines ganzen theoretischen Lehrgebäudes noch ausdrücklich: „Die normale Bereitwilligkeit zum Sparen, die normale Bereitwilligkeit, eine gewisse Anstrengung gegen eine gewisse pekuniäre Belohnung auf sich zu nehmen, oder die normale Gewandtheit, die besten Märkte für den Ein- und Verkauf oder die vorteilhafteste Beschäftigung für sich oder für seine Kinder auszusuchen — alle diese und ähnliche Redewendungen müssen (!) sich auf die Glieder einer bestimmten Klasse an einem bestimmten Orte und zu einer gegebenen Zeit beziehen . . .“ (ebd. S. VII). Es ist ganz offenkundig und bedarf hier keiner weiteren Erläuterung und Ausführung, daß für die korrespondierenden Begriffe bei Marshalls größtem Schüler Keynes etwa (z. B.: „Sparneigung“, „Verbrauchsneigung“ usw. usf.) das Entsprechende gilt.

haltensweise menschlicher Gruppen in ihrer offenkundigen und dem Betrachter bewußt gewordenen Gebundenheit an die zugrunde liegende Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur hat man mit Recht das wichtigste Charakteristikum Alfred Marshalls erblickt, seinen ausgesprochenen Empirismus. Das Bedeutsame für unseren Zusammenhang ist dabei, daß dieser ausgesprochene Empirismus, entgegen den Behauptungen mancher neuerer Nationalökonomien, keineswegs die Tiefe und Fruchtbarkeit der Theorien Marshalls verhindert hat. Das Gegenteil war der Fall, gerade weil die Werkzeuge seines ökonomischen Erkenntnisprozesses oftmals unmittelbar der Wirklichkeit entnommen wurden.

Aus all den angeführten Beispielen, die sich ohne Schwierigkeit vermehren ließen, wird deutlich, daß die Entwicklung der Wirtschaftstheorie keineswegs unbeeinflußt von der gesellschaftlichen Entwicklung vor sich geht, sondern daß der jeweilige „Zeitgeist“, die jeweilige konkrete Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur einer Zeit, weitgehend die Auswahl der methodischen Werkzeuge und den materialen Gehalt der Wirtschaftstheorie, ja ihre Systemgedanken insgesamt bestimmt. Die *Geltung* der herrschenden Theorien wird deshalb zum größten Teil nicht durch die logische Folgerichtigkeit der theoretischen Überlegungen *in sich* bestimmt, sondern durch den Umstand, inwiefern diese Theorien den jeweiligen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechen, für ihre Notwendigkeiten einen theoretischen Ausdruck finden, was beispielsweise sowohl bei der klassischen Markttheorie als bei der modernen Beschäftigungslehre ohne weiteres ersichtlich ist. Jede Theorie bezieht sich offenbar, sei es bewußt oder unbewußt, auf ein bestimmtes historisches Koordinatensystem, eine bestimmte gesellschaftliche, politische und ökonomische Lage, weil der Mensch offenbar immer nur aus einer bestimmten historisch-soziologischen Konstellation heraus zu denken vermag und normalerweise nicht imstande ist, beliebig andere, von der historischen Wirklichkeit losgelöste Denkmechanismen zu entwickeln. Das Vorhandensein der sogenannten sozialen „Utopien“ bildet kein Gegenbeispiel dafür, da sie zumeist nur die Negative der gegebenen Wirklichkeit darstellen.

Als eine solche Utopie oder gar ein Gegenbeispiel für unsere Darlegungen könnte man auch das Haupt- und Glanzstück der modernen Nationalökonomie ansehen, die Theorie des „vollkommenen Gleichgewichts“. Sie steht nicht allein in offensichtlichem Gegensatz zu den Gegebenheiten unserer wirtschaftlichen Wirklichkeit, worauf in neuerer Zeit u. a. *Mayo*, *Mitchell*, die *Clarks*, *St. Chase* und sogar *Hayek* nachdrücklich hingewiesen haben, sondern scheinbar auch zu der hier verfolgten These von der Strukturgebundenheit der Wirtschaftstheorie. Bevor wir weitergehen, wollen wir jedoch nicht anzu merken vergessen, daß zum Zeitpunkt der für die Folgezeit „grundlegenden“ Neuformulierung der Gleichgewichtstheorie durch *Menger* (*Walras* und *Jevons*), wie jedem auch nur oberflächlichen Kenner der Wirtschaftsgeschichte geläufig ist, jener Gleichgewichtszustand wie niemals zuvor und niemals danach in der Wirklichkeit in größtmöglicher Annäherung gegeben war. Damals gab es nämlich weder landwirtschaftliche Schutzzölle noch aktionsreife Gewerkschaften, weder kartellmäßige Blockierung des Marktes noch geballte Unternehmerzusammenschlüsse, hingegen äußerste Freizügigkeit beispielsweise, unbehindert fast durch die nationalen Grenzschränken, von Personen sowohl wie von Geld und Kapital.

Denn vollkommenes Gleichgewicht setzt bekanntlich nicht allein, wie soeben angedeutet, in der Wirklichkeit, sondern auch theoretisch (im Sinne des „echten“ Gleichgewichts-Theorems) „vollkommene Konkurrenz“ voraus, eine Voraussetzung, die sich bekanntlich historisch mehr und mehr in eine fiktive, rein „gedachte“ verwandelt hat und die von der traditionellen Theorie offenbar in allererster Linie aus „existentiellen“

Gründen⁷⁾ aufrechterhalten wird. Dies kann und darf uns aber nicht abhalten, nach den Gründen zu fragen, warum wir uns in der Nationalökonomie mit dem zugegebenermaßen fiktiven Gleichgewichtszustand überhaupt befassen. Zur Aufklärung dieses scheinbaren Widerspruchs müssen wir zunächst einmal fragen, worin der eigentliche Inhalt der Behauptung besteht, daß eine Tendenz zum Gleichgewicht herrsche. Es kann kaum etwas anderes bedeuten, als daß unter gewissen Bedingungen angenommen wird, daß das Wissen und die Absichten der verschiedenen Mitglieder einer bestimmten Wirtschaftsgesellschaft einer immer größeren Übereinstimmung entgegengehen, oder — um dasselbe etwas weniger allgemein und weniger exakt, dafür aber konkreter auszudrücken — daß die Erwartungen der Menschen, insbesondere der Unternehmer, immer richtiger werden. Mit anderen Worten, die „subjektiven Daten“ oder die „individuellen Pläne“ der von der Wirtschaftstheorie postulierten Wirtschaftssubjekte sind hierbei gleichlautende Begriffe. Aus alledem folgt aber, daß die Interessen der beteiligten Gruppen im Rahmen des Modells des „vollkommenen Gleichgewichts“ *nicht unverträglich* sein dürfen.

Die Harmonie der Wirtschaft oder — wirtschaftstheoretisch gesprochen — die Gleichgewichtstheorie setzt also die Harmonie der Gesellschaft, die Harmonie der Interessen der verschiedenen in den Rahmen einer gegebenen Gesellschaftswirtschaft gefügten sozialen Gruppen voraus. Daraus wird ersichtlich, daß die Formulierung der *ökonomischen* Gleichgewichtstheorie, gar als Ausgangspunkt und Basis des ökonomischen Lehrgebäudes, eine auffällige Entsprechung zu den Interessen gewisser soziologischer Gruppen an der Verkündung des Bestehens *sozialer* Harmonie bildet. Demnach besteht also offenbar eine Identität der *praktischen* Bedürfnisse nach Durchsetzung der Vorstellung sozialer Harmonie mit dem *theoretischen* Ausdruck ökonomischer Harmonie. Die scheinbare Diskrepanz der modernen Wirtschaftstheorie mit der zugrunde liegenden Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur enthüllt sich bei näherem Zusehen also als reale Übereinstimmung. Überdies wäre es auch mehr als erstaunlich, wenn ausgerechnet eine Sozialwissenschaft wie die Nationalökonomie eine Ausnahme von der allgemeinen wissenssoziologischen Bindung und Bedingtheit moderner Wissenschaft machen würde. Bilden doch beispielsweise die „Marktformen“ in der theoretischen Nationalökonomie nur die Abbilder einer jeweiligen konkreten „Konstellation der Marktparteien“ (*E. Preiser*). Sie sind lediglich abstrahierende Begriffsgebilde, „abgezogen“ aus der Struktur von Gesellschaftsformationen, denen zu entsprechen oder nicht zu entsprechen die Aktualität und Bedeutung der durch sie zu gewinnenden Erkenntnisse ausmacht.

Kehren wir aber zum besseren Verständnis und zur näheren Erläuterung dessen zur Betrachtung der Gleichgewichtstheorie zurück. Die Voraussetzung „vollkommenen Gleichgewichts“ bzw. „vollkommener Konkurrenz“, die nur einen anderen Aspekt davon bildet, stellt also unbestreitbar die vollkommene Verteilung des Wissens um die Daten unter den beteiligten Wirtschaftssubjekten des vorgestellten Modells dar. Und zwar muß diese Verteilung „vollkommen“ sein in jedem Sinne des Wortes, sowohl was die Quantität der Fakten („Daten“) wie die Vielzahl der im „Modell“ (Wirtschaftsgesellschaft) eingeschlossenen Wirtschaftssubjekte (Individuen) anbelangt. Nun gibt es natürlich keinerlei Ursache dafür, daß die subjektiven Daten verschiedener Leute je dieselben sein sollten, wenn sie nicht aus der Erfahrung derselben objektiven Tatsachen stammten. Aber noch wichtiger ist, daß die reine Gleichgewichtsanalyse sich nicht damit befaßt, wie diese Übereinstimmung zustande kommt. In der Beschreibung eines bestehenden Gleichgewichtszustandes wird einfach angenommen, daß die erwähnten subjektiven „Daten“ zusammenfallen. Nun können aber die Gleichgewichtsbeziehungen nicht bloß von den objektiven Tatsachen abgeleitet werden, da die Untersuchung dessen, was die einzelnen

7) Dies belegt beispielsweise die Auffassung von J. R. Hicks: *Value and Capital*, London 1939, S. 83.

Wirtschaftssubjekte tun werden, doch nur davon ausgehen kann, was ihnen bekannt ist. Und die Gleichgewichtsanalyse kann andererseits auch nicht bloß von gegebenen subjektiven Daten ausgehen, da die subjektiven Daten der verschiedenen Personen entweder verträglich oder unverträglich sein, d. h. bereits bestimmen würden, ob Gleichgewicht geherrscht hat oder nicht. Selbstverständlich könnte sich dabei sehr gut einmal eine Situation einstellen, in der nur deshalb Gleichgewicht besteht, weil einige Menschen keine Gelegenheit haben, sich an Tatsachen zu orientieren, bei deren Kenntnis sie ihre Pläne und ihr Verhalten ändern würden. Dies geschähe dann aber offenkundig, um mit Friedrich dem Großen zu sprechen, „gegen alle Regeln der Kriegskunst“, d. h. als ein Beispiel *gegen* Logik und Beweisführung der Gleichgewichtstheorie.

Mit anderen Worten: die von der herkömmlichen Gleichgewichtstheorie geforderten Wirtschaftssubjekte müßten deshalb „mindestens untereinander genau gleiche Halb-götter sein“⁸⁾, um der ihnen von der Theorie zugesprochenen Rolle auch nur einigermaßen gerecht werden zu können. Fernerhin erfordert die weitere Voraussetzung für das Zustandekommen „vollkommenen Gleichgewichts“, nämlich „vollkommene Konkurrenz“, den Ausschluß aller privaten, d. h. innerhalb einer soziologischen Gruppe bestehenden Beziehungen, wie bereits der bekannte Nationalökonom *G. J. Stigler* bemerkt hat⁹⁾. Der Ausschluß solcher Beziehungen würde aber tatsächlich die Auflösung aller gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Beziehungen überhaupt bedeuten, d. h. die Auflösung jener Beziehungen und Bindungen, ohne welche die menschliche Gesellschaft, deren Leben aus einer Vielzahl ineinander greifender Gruppen besteht, auch nicht einmal gedacht werden kann.

Das heißt, betrachten wir wiederum den Sachverhalt „rein“ auf der Ebene ökonomischer Theorie, vollkommener Wettbewerb „bedeutet tatsächlich das Fehlen aller wettbewerblichen Tätigkeiten“ (*Hayek*). Und dies nicht allein um der lähmenden Wirkung willen, die eine tatsächlich umfassende, vollkommene Kenntnis der einschlägigen Marktfaktoren und Daten auf die menschliche Entscheidungsfähigkeit ausüben würde. Als Resultat dieser Betrachtungen können wir daher feststellen, daß die moderne Theorie des Wettbewerbsgleichgewichts in der Regel von der unrealistischen Annahme *ausgeht*, daß jene Lage bereits bestehe, die doch erst das *Ergebnis* ihrer Analysen ökonomischen Handelns der Wirtschaftssubjekte im Rahmen der jeweilig konstruierten Marktform einer Wirtschaftsgesellschaft sein dürfte. Es kann deshalb nicht überraschen, daß die Schwierigkeiten „der nationalökonomischen Fachdiskussion, die den Verstand manchmal selbst des Eingeweihten überschreitet“¹⁰⁾, nicht erst bei ihrer praktischen Anwendung beginnen.

Hinzu kommt, daß die dritte, bereits von den „Klassikern“ unserer Wissenschaft formulierte Voraussetzung der Gleichgewichtstheorie, nämlich die Möglichkeit der elastischen „Anpassung“ an die sich jeweils ändernden Marktdaten, heute überwiegend nicht mehr zutrifft: Jene Annahme, kurz gesagt, daß bei sinkenden Preisen einer Ware Kapital und Arbeit aus ihrer Produktion herausgezogen werden können, um in anderer, ergiebigerer Weise verwendet zu werden. Dies wäre allenfalls bei dem umlaufenden, nicht aber bei dem fixen Kapital möglich, da die eingeschlagenen „Produktionsumwege“ *zumindest nicht kurzfristig* aufgegeben werden können, da sie von vornherein eindeutig auf ganz bestimmte Produktionen festgelegt sind. Und je länger diese Produktionsumwege werden, um so weniger kann die Produktionsausstattung zu einem beliebigen anderen Zweck verwendet werden.

8) So bereits Oskar Morgenstern: Vollkommene Voraussicht und wirtschaftliches Gleichgewicht, in: Zeitschrift für Nationalökonomie, Bd. 6, Wien 1935, S. 337 ff. (S. 342).

9) George J. Stigler: The Theory of Price, New York 1947, S. 24; vgl. auch ebd. S. 226.

10) Erich Preiser: Die Zukunft unserer Wirtschaftsordnung, Stuttgart 1949, S. 85.

Der demgegenüber erhobene Einwand moderner Theoretiker, daß die Gleichgewichtstheorie, einschließlich der „vollkommenen Konkurrenz“, heutzutage ja nicht mehr — jedenfalls weithin — als konsumtiver Tatbestand der Wirklichkeit, wie noch die Klassiker es taten, angenommen werde, eher noch als regulative Idee, in der Regel aber lediglich als „instrumentaler“ Kunstgriff der Theorie, bestätigt nur die Begründung für das Verblässen dieses Kapitels der Theorie zu einem bloßen „Instrument“, die bereits vor dreißig Jahren *Franz Eulenburg* mit seiner feinen Bemerkung gegeben¹¹⁾ hat: „Der Grund für diesen Wechsel der Anschauung liegt wohl in dem scheinbar häufigen Ausschalten des Wettbewerbs und den mancherlei Versuchen zur monopolistischen Beherrschung des Marktes.“

Unglücklicherweise ist, trotz aller Erkenntnis- und Methodenkritik, dieser Einwand, die Theorie bilde ja lediglich ein „Instrument“, nur ein platonischer Vorbehalt. Denn die sich immer wieder durchsetzende Neigung der Theoretiker zum Begriffsrealismus, der durch die fortschreitende Mathematifizierung und der damit fast zwangsläufig verknüpften Verwechslung mathematischer Symbole mit konkreten Realitäten eine verhängnisvolle Stütze erlangt, diese Neigung, Abbild und Wirklichkeit zu verwechseln, verhindert *de facto* die allgemeine Anerkennung der Folgerungen aus dem „instrumentalen“ Charakter der Theorie. Gerade weil alles Wissen auf dem Gebiete der Wissenschaft und insbesondere der Sozialwissenschaften so unsicher und fragmentarisch ist, wird die Neigung, trotz aller erkenntnistheoretischer Vorbehalte und ihrer Kritik, die Wirklichkeit mit der Theorie zu identifizieren, nur entschieden bestärkt. Diese psychologische Tatsache bildet nicht nur einen wichtigen Erklärungsgrund für die Beschaffenheit der modernen Wirtschaftstheorie, sondern auch für ihren eingangs erwähnten Gegensatz zur Wirtschaftspraxis.

Selbstverständlich können diese Mängel der Theorie, wie gesagt, auch nicht durch die immer mehr vervollkommnete und möglichst totale Mathematifizierung der „Modelle“ ausgeglichen werden, da niemals durch das noch so bestechende Flechtwerk der mathematischen Gleichungen der zugrunde liegende Tatbestand ausgelöscht werden kann, daß Wirtschaft ein Ergebnis menschlichen Handelns und Verhaltens bildet. Ja, mehr noch, bereits bei einer etwas differenzierteren Analyse geht es nicht allein um das Handeln eines vereinzelt Individuums, sondern — wie besonders beim Gleichgewichtsmodell deutlich wird — um das sinnvolle Ineinandergreifen einer Vielzahl von Menschen. In bezug auf den zentralen Gegenstand der theoretischen Nationalökonomie, das Phänomen der Preisbildung ist jedenfalls zu sagen, daß es für die Preisbildung weit weniger auf die effektiv vorliegenden Marktformen, als auf das tatsächliche Marktverhalten der beteiligten Wirtschaftssubjekte ankommt. Und dieses Verhalten der Wirtschaftssubjekte richtet sich auch innerhalb des Bereiches der Wirtschaft weitgehend an anderen als ökonomischen Orientierungspunkten aus. Mit anderen Worten, ökonomisch bedeutsam und für die tatsächlich vollzogene Preisbildung entscheidend ist nicht allein, *wie* die Preise abstrakt — „gesetzlich“ — zustande kommen, sondern gleicherweise *wer* (mitsamt welchen Beweggründen) die Preise macht. Ganz abgesehen davon, daß sich *auch* das ökonomische Verhalten der Wirtschaftssubjekte, wie dies die moderne Wirtschaftstheorie gar als Voraussetzung ihres ganzen Lehrgebäudes tut, *wissenschaftlich nicht* mit der Vorstellung des Bestehens psychologischer Skalen von Wertschätzungen erklären läßt. Die Theorie, so wandte aber bereits Franz Eulenburg ein¹²⁾, nehme zwar an, daß die Wertschätzungen nach einem lediglich subjektiven Maßstabe vorgenommen würden. „In Wirklichkeit sind solche Schätzungen nur verkappte Geldpreise, deren Zustandekommen eben erklärt werden müßte. Ohne das Vorhanden-

11) Franz Eulenburg: Die Preisbildung in der modernen Wirtschaft, in: GdS, IV. Abt., I. Teil, Tübingen 1925, S. 266.

12) Ebd. S. 262.

sein von Geld als Maßstab und ohne das Vorhandensein von Preisen, die schon feststehen, läßt sich keine Schätzung im Sinne einer Messung von Quantitäten vornehmen.“ Mithin bewege sich eine solche Methode des Schließens im Zirkel, bilde also, wie dargelegt, keinerlei wissenschaftliche Erklärung des Phänomens, um das sie sich bemüht.

Im Gegensatz zur „herrschenden“ Theorie sind wir also zu der durch die Beobachtung der Wirklichkeit bedingten Feststellung gezwungen, daß auf den verschiedensten Märkten die Preisbildung nicht durch die subjektiven Wertschätzungen isolierter und miteinander konkurrierender Käufer und Verkäufer zustande kommt, sondern durch Verkäufer-Kollektive, die sich einer nahezu konstanten und oftmals im voraus zu berechnenden kollektiven Nachfrage gegenübersehen. Diese Verkäufer-Kollektive können daher die Preisbildung nicht allein durch die Regulierung ihres Angebots, sondern beispielsweise auch entsprechend den faktischen Gegebenheiten beeinflussen, d. h. entsprechend den „existentiellen“, „strategischen“ usw. Notwendigkeiten. Als auffälligste Beispiele dafür seien nur die beiden international in jeder Hinsicht so bedeutenden Märkte für *Erdöl* und *Gummi* genannt, während ähnliche Manipulationen, wie man sie kürzlich auf den Märkten für *Kaffee* und *Kakao* versucht hat, scheitern mußten, eben weil die „existentiellen“ Voraussetzungen dafür fehlten. Der moderne *Textilmarkt* wiederum ist das auffälligste Beispiel für eine den herkömmlichen theoretischen Annahmen geradezu entgegengesetzt zustande gekommene Preisbildung, bei der nämlich die Produktion am *Anfang* und die subjektiv-individuellen Teilnachfragen am *Ende* stehen. Sie werden dabei geweckt oder gar erzwungen durch ihrerseits weitgehend kommerzialisierte Transmissionsstellen des wirtschaftlichen Geschehens von gesellschaftlich-sozialpsychologischer Natur, wie Mode, Reklame usw. Denn der hektische Modewechsel unserer Zeit ist gewiß *teilweise* auf psychologische Momente, die stärkere Abwechslungsreize brauchen, zurückzuführen. In der Hauptsache beruht dieser Modewechsel aber auf den Bedürfnissen der Produktion, nicht der Nachfrage, so daß die erstere also in diesem Falle die letztere „steuert“ und nicht umgekehrt. Die zahlreichen Fabriken und „Modehäuser“ bedürfen eines schnellen Umschlags des Kapitals, was nur durch die Produktion immer neuer Muster, also einen entsprechenden Modewechsel, erzielt werden kann.

An diesem Beispiel, das hier für viele andere stehen muß, verdeutlicht sich eindringlich abermals die reale Verzahnung von Wirtschaft und Gesellschaft, der vitale Charakter der ökonomischen Phänomene tritt augenfällig in Erscheinung. Nur dieser Wesenszug erlaubt andererseits Voraussagen wie diejenige des verstorbenen Freiburger Nationalökonom *Leonhard Miksch* von der nach der Währungsreform zu gewärtigenden Aufeinanderfolge der „Freß-, Putz- und Reisewelle“. Diese Prognose ist in ihrem Kern eben *keine* „ökonomische“ Aussage, sondern formuliert intuitiv eine sozialpsychologische Regel, die sich auf historisch-soziologische Voraussetzungen gründet. Aber die Verquickung der Wirtschaft mit dem Gesellschaftlichen, dessen wissenschaftliche Erklärung in ihrer realen Verzahnung von der Theorie zum „Datum“ abgetan zu werden pflegt, ist stets gegenwärtig und kann aus der Fragestellung nur auf Kosten der Antwort ausgesondert werden¹³⁾, denn wie schon *Jevons* beispielsweise mit Recht sagte, ist Eigentum nur ein anderer Name für Monopol. Der besondere Charakter der modernen Wirtschaftstheorie mit ihrem oft beklagten Formalismus und ihrer gesteigerten Abstraktion sowie ihrer Auflösung in mathematisches Formelwerk, die wiederum nur ein Ausdruck der beiden zuvor genannten Eigenschaften ist, weist fernerhin eine auffällige Entsprechung etwa zu der modernen Malerei oder der modernen Musik auf. Diese Entsprechung kann deshalb, auf der gleichen Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur erwachsen, wohl gewiß nicht als zufällig angesehen werden.

¹³⁾ Ein hervorragendes Beispiel, das überzeugend die Lösbarkeit der ökonomischen Probleme in ihrer realen Einbettung und Verzahnung mit dem „Gesellschaftlichen“, auch mit den Denkmitteln der „reinen“ Theorie dartut, liefert die schlüssige Untersuchung des Heidelberger Nationalökonom *Erich Preiser*: *Besitz und Macht in der Distributionstheorie*, in: *Synopsis* (Alfred-Weber-Festschrift), Heidelberg o. J., S. 331 ff.

Die Erkenntnis dieser Beziehungen der Abhängigkeit kultureller Erzeugnisse von ihrer jeweils zugehörigen Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur hat andererseits ja in der modernen Wissenssoziologie ihre feste wissenschaftliche Stütze gefunden. Einige — und nicht wenige — Nationalökonomien stellen sich freilich gegenüber diesen Bezügen ausdrücklich und „methodisch“ auf den Standpunkt der prinzipiellen Unabhängigkeit nationalökonomischen Theorietreibens, nicht allein im Sinne „reiner“, freischwebender Theorie, sondern auch „reiner“ Erkenntnis. Aber abgesehen davon, ob es den „Mann im Mond“ wirklich gibt, ist es recht zweifelhaft, ob seine Betrachtungen unserer irdischen Dinge irgendwelche praktische Bedeutung für die Gestaltung unseres menschlichen Zusammenlebens beanspruchen könnten. Abgesehen aber auch von allen Gründen, die gegen die Zweckmäßigkeit solchen „freischwebenden“ Theorietreibens sprechen, würde diese behauptete Fähigkeit doch auf die wirklichkeitswidrige Forderung einer Schizophrenie der geistigen Fähigkeiten hinauslaufen. Es würde, wie einer unserer bestfähigsten Nationalökonomien es ausgedrückt hat, „bedeuten, daß jedermann durch die Anstrengungen seines Bewußtseins die Struktur seiner Assoziationen und seines Charakters, wie sie durch Veranlagung und Umwelt entstanden ist, durch bewußte Anstrengung ändern könnte“¹⁴). Dazu käme aber noch ein anderer unlösbarer Widerspruch. Wäre nämlich der Erkenntnisprozeß ein rein logischer Vorgang, so müßte er auch zu eindeutigen und übereinstimmenden Ergebnissen führen, sofern natürlich die Prinzipien der Logik und der Methodenlehre innegehalten würden. Nun ist eine solche Widerspruchslosigkeit und Übereinstimmung der Ergebnisse, sogar von Theoretikern ein und derselben „Schule“, keineswegs vorhanden. Daraus läßt sich, schließt man den Faktor der bewußten Fälschung der Ergebnisse und denjenigen erwiesener Fehlschlüsse aus, offenbar nur die Folgerung ziehen, daß die Ursachen der Widersprüche und gegensätzlichen Auffassungen in der Wirtschaftstheorie in den Mechanismen des Erkenntnisprozesses selber gesucht werden müssen, die verhindern, daß der Erkenntnisprozeß „rein“ den logischen Normen folgt. Oder, anders ausgedrückt, die logischen Normen sind zwar unerläßliche, aber keineswegs ausreichende Voraussetzungen des Erkenntnisvorganges. Hinzu tritt offenbar die Art und Weise der bewußten oder unbewußten „Hinwendung“ zur Wirklichkeit und die Auswahl einzelner Bestandteile aus ihr zum Zwecke der Erkenntnis. Diese Art der Hinwendung ist aber bereits in der Person des betrachtenden Forschers (mitsamt ihrem „wissenssoziologischen“ Standort) gegeben, nicht *obwohl*, sondern gerade *weil* Bestandteile der Wirklichkeit, die sich in ihrer ungesonderten Totalität ja niemals wissenschaftlich abbilden läßt, erkennend ausgewählt werden müssen. Diese Auswahl ist deshalb keineswegs „willkürlich“, sondern willkürlich kann sie vielmehr höchstens dem subjektiven Erlebnis des einzelnen erscheinen, also im psychologischen Sinne.

Diese Einsichten wenden im übrigen, wie bereits angedeutet, ja auch nur fest erarbeitete Erkenntnisse der modernen Wissenssoziologie und Erkenntnistheorie, die sich bereits auf anderen Gebieten bewährt haben, auf die Nationalökonomie an. Die teilweise Nichtentsprechung der modernen Wirtschaftstheorie in bezug auf die „Wirklichkeit“, ihre vielbeklagte „Wirklichkeitsferne“ erweist sich deshalb bei näherem Hinsehen vom wissenssoziologischen Standpunkt aus durchaus als eine, wenn auch verdeckte Angemessenheit an die Realität. Freilich darf man sie dabei nicht, wie das leider bisher zumeist geschehen ist, lediglich isoliert an der Wirtschaftsstruktur messen. Sondern man muß sie im Zusammenhang mit der einheitlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur sehen, wie das ja auch der Verklammerung und Verzahnung in der Wirklichkeit ent-

14) Eugen Böhler: Zur Psychologie der nationalökonomischen Erkenntnis, in: Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik (Alfred-Amonn-Festschrift), Bern 1953, S. 131.

spricht¹⁵). Dabei können in der Praxis freilich die in der „reinen“ Theorie bewußt oder unbewußt abgespiegelten Verhältnisse und Probleme in scheinbarer Verzerrung und Wirklichkeitsferne wiedergegeben werden. Die „herrschende“ Theorie erweist sich dabei durchaus als reale Entsprechung von Lagerung und Konstellation der zugehörigen sozialen Gruppen. Diese Entsprechung zur Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur sollte deshalb für die Nationalökonomie nicht allein den methodischen Ausgangspunkt *hinterher* geübter wissenssoziologischer Analyse bilden, sondern auch ein allseits *vorher* beachtetes Postulat für die Ausgestaltung einer immer realitätsnäheren Theorie.

Die beste Methode auf diesem Wege aber besteht nicht in der Lösung so vieler unwirklicher Probleme als mit der vorhandenen Technik der gegenwärtigen Wirtschaftstheorie möglich ist, sondern im Studium neuer und vorzugsweise realistischer Probleme unter ständiger Überprüfung, ob zu ihrer Lösung nicht eine Veränderung der bestehenden Technik erforderlich wäre. Dabei wird sich besonders die noch aus der Zeit der Klassiker stammende Lehre vom rationalen und rein auf materielle Vorteile ausgerichteten Handeln, die der modernen Wirtschaftstheorie noch immer zugrunde liegt, als verbesserungswürdig erweisen. Die Anerkennung der ungeheuren Wichtigkeit machtmäßig orientierten Handelns beispielsweise *auch und gerade für die moderne Wirtschaft* muß zu einer Einbeziehung in die Untersuchungen der Wirtschaftstheorie führen. Als das zweite Hauptziel einer realistischen Umgestaltung der bestehenden Theorie hätte die Einbeziehung der ökonomischen „Außer-Markt-Operationen“ in die theoretische Analyse zu gelten. Die Voraussetzung unserer bestehenden Theorie, nur jene Operationen in die Betrachtung einzubeziehen, die sich zur Erlangung wirtschaftlicher Vorteile des Marktes bedienen, ursprünglich nur ein verständlicher und berechtigter methodischer Kunstgriff, engt den Blick schließlich einseitig und wirklichkeitsschief auf jene Markt-Operationen als die einzigen ein. Die Wirklichkeit zeigt aber die außerordentliche Bedeutung, die jene Außer-Markt-Operationen weithin im Bereich unserer modernen Wirtschaftsgesellschaft besitzen, jener Operationen also, die sich vor allem des politischen Raumes zur Erlangung wirtschaftlicher Vorteile bedienen.

Das bisherige, auf der Annahme rationalwirtschaftlichen, sich am sogenannten „Maximierungsprinzip“ orientierenden Handelns beruhende Lehrgebäude, das vorzugsweise nur den Markt und die Preisbildung auf ihm in Augenschein nimmt, würde in diesem unabweislich in Angriff zu nehmenden größeren Bau einer erweiterten Wirtschaftstheorie etwa die Rolle der klassischen Physik in bezug auf die moderne Physik spielen. Das heißt, auch sie wäre ein „Sonderfall“, dessen Kenntnis zwar nützlich ist, aber erst in die Vorhalle umfassenderen, den sozialen Kosmos in ähnlicher Weise umgreifenden Wissens geleitet, wie die moderne Physik den physikalischen Kosmos menschlichem Wissen zugänglich gemacht hat. Freilich würde dies eine ungemaine Verfeinerung und größere Kompliziertheit der verwandten „Modelle“ erfordern, d. h. jener vereinfachten und verkleinerten abstrakten Abbilder der wirtschaftlichen Wirklichkeit, deren wir uns bei unserer ökonomischen Analyse bedienen. Es ist deshalb mehr als verständlich, wenn ähnliche gefühlsmäßige Widerstände, wie sie den entsprechenden Umschwung in der Physik begleitet haben, sich auch in unserer Wissenschaft geltend machen, allzu sehr liegt dies „in der Natur der Sache“, ist es in der Struktur menschlichen Wissens notwendig einbezogen. Gewinn wird aus dieser unerläßlichen, wenn auch in der Größe und Schwere ihres Ausmaßes gewiß nicht zu unterschätzenden Erweiterung unseres Lehrgebäudes in überreichem Maße aber sowohl die ökonomische Theorie als auch die ökonomische Praxis erlangen.

15) Hierüber ausführlicher meine Untersuchung: Wirtschaftssystem und Gesellschaftsform, in: Die Einheit der Sozialwissenschaften, Ferdinand Enke-Verlag, Stuttgart 1954, S. 37 ff.